

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

10 (13.1.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 3

ihre Veto ein. Aber natürlich gibt es nicht viele Parlamente in Deutschland, die zu der Erkenntnis vorgebracht sind, daß die Frauen eine Erweiterung ihrer Rechte dringend brauchen. Im abgelassenen Jahre trat nur der bayerische Landtag dafür ein, daß den Frauen das aktive Wahlrecht zu den Kaufmanns- und Gewerbegerichten, Handels- und Gewerbekammern gegeben werden müsse. Da aber die Regierung sich äußerst zurückhaltend zeigte, werden die bayerischen Frauen wohl trotz des Beschlusses vom 20. November noch lange auf die Einführung des Frauenwahlrechts warten können.

Zunächst, die Tatsache, daß eine bundesstaatliche Volksvertretung sich von all den törichtsten und kleinlichen Vorurteilen, denen man fast überall begegnet, wo über Frauenrechte diskutiert wird, frei gemacht hat, gibt uns den Mut zu hoffen, daß in absehbarer Zeit bei eifriger Propaganda auch an anderen Stellen die Bedenken gegen das Frauenwahlrecht zu den beruflichen Interessensvertretungen so gut wie zu Kommune, Landtag und Reichstag überwinden werden.

Wie dringend notwendig es ist, daß die Frauen selbst einen direkten Einfluß auf die Gesetzgebung gewinnen, beweist die Behandlung zweier für das weibliche Geschlecht außerordentlich wichtiger Vorlagen im Reichstag. Zum Staatszugehörigkeitgesetz, das die Lebensinteressen der Frauen, die einen in Deutschland wohnenden Ausländer heiraten, sehr tief berührt, waren eine ganze Anzahl gut begründeter Frauenpetitionen eingegangen, die durchweg eine Abänderung der Bestimmungen verlangten, daß die Deutsche, die einen Ausländer heiratet, die deutsche Staatszugehörigkeit verliert und infolgedessen Ausländerin wird. Dieser Teil des Gesetzes kam die unangenehmsten Folgen für die Frauen nach sich ziehen und zwar werden vor allem die unbemittelten unter ihnen am schwersten getroffen. Sobald der Mann arbeitsunfähig wird oder stirbt, wird die Familie in das Heimatländ des Mannes abgehoben, und die Ehefrau, die vielleicht in dem Land vollkommen fremd ist, ja vielleicht nicht einmal die Sprache versteht, mag sehen, wie sie mit ihren Kindern durchkommt.

Die sozialdemokratische Fraktion hat sich der Frauenwünsche mit großem Eifer angenommen, aber sie richtete nichts aus gegen die Opposition von rechts her. Nicht einmal die Fortschrittler stimmten für die Frauenpetitionen, hinter denen ein großer Teil ihrer weiblichen Parteimitglieder stand.

Eine schwere Niederlage erlitten die Frauen auch mit ihrer Forderung auf Zulassung weiblicher Schöffen zu den Jugendgerichten. Trotz einer ausgedehnten Propaganda zahlreicher Frauenorganisationen, trotz des energischen Eintretens unserer Genossen für die weiblichen Schöffen, wurde der Antrag abgelehnt. Von den bürgerlichen Parteien stimmten nur einige Fortschrittler und wenige Nationalliberale dafür.

Ist es danach noch verwunderlich, daß der Antrag der Sozialdemokratie auf eine Wahlrechtsreform der bundesstaatlichen Parlamente durch einen Zusatz zur Reichsverfassung, der auch das Frauenwahlrecht vorsah, keine Gegenliebe fand? Der Vertreter der fortschrittlichen Volkspartei, Herr Kopsch, hielt es sogar für angebracht, ganz besonders vor dem Frauenwahlrecht zu warnen. Er sah entsetzliche Konsequenzen voraus: man werde auch den Kindern das Wahlrecht geben müssen.

So finden wir in der deutschen Gesetzgebung Misserfolge über Misserfolge. Und dieser trüblich klingende Rückblick läßt es noch unbedenklicher erscheinen, daß die bürgerlichen Frauen sich an dem Mangel anlässlich des Regierungsabtritts Wilhelm II. beteiligten. Was hat ihnen das starke Betonen des Nationalen Empfindens geholfen? Die „nationalen Parteien“ jangen sie dadurch doch nicht. Die werfen ihnen weiter die Internationalität vor und denken nicht daran, auch nur die kleinsten Forderungen zu bewilligen. Jeder Machtzuwachs der Frauen ist ihnen verhaßt. Sie sehen die Gefahr, die ihrer eigenen Vormachtstellung dadurch droht, recht gut, und aus diesem Grund wehren sie sich auch mit aller Kraft gegen das Vordringen selbst der konservativen Frauen. Bekanntlich hat sich im April die Vereinigung konservativer Frauen konstituiert, aber die Opposition in der konservativen Partei gegen diese Neugründung war so heftig, daß sich der Parteivorstand genötigt sah, enge Grenzlinien für die Wirksamkeit der konservativen Frauen zu ziehen, was natürlich nicht besaen will, daß die Vereinigung konservativer Frauen nicht mit der Zeit aus eigener Machtvollkommenheit ihr Tätigkeitsgebiet erweitert, trotz Pastor Werner und trotz Vordringens der Frauenemancipation.

Die sozialdemokratische Frauenbewegung hatte im Jahre 1913 einen schweren Verlust zu beklagen. Ihr Vorkämpfer und aufrichtiger Freund, August Bebel, starb im August, und mit der Tauer der Sozialistinnen vereinigte sich die vieler bürgerlicher Frauen, die den Tod des unermüdeten Streikers für Frauenrechte beklagen.

Die Annahme der Zahl berufstätiger Frauen auch in den Kreisen des Bürgertums zwingt die Frauen zu einer Stellung-

nahme in wirtschaftlichen und politischen Tagesfragen und drängt ihnen den Kampf um Rechte auf. Auch im vergangenen Jahr sind wieder zahlreiche neue Stellen für Frauen von der Post- und Telegraphenverwaltung sowie von der Eisenbahnverwaltung geschaffen worden. Von beiden wurde die bisherige Tätigkeit der Frauen lobend anerkannt, aber die Neueinstellung so vieler Frauen ist doch weniger auf ihre Tüchtigkeit als auf ihre Willigkeit zurückzuführen. Sparsamkeitsgründe waren maßgebend.

Die Arbeiterinnenorganisationen haben im Jahre 1913 stetig zugenommen. Das geht schon daraus hervor, daß die Zahl der weiblichen Vertrauenspersonen in den Generalkommissionen der Gewerkschaften angeschlossenen Kartellen auf 84 gestiegen ist. Trotzdem haben wir keinen Anlaß, uns in Sicherheit zu wiegen. Die Nationalliberalen im Reichstag und der Deutsche Handelstag hielten es für nötig, für eine Verschlechterung der durch Gesetz gewährten Ruhezeit für Arbeiterinnen einzutreten. Der frühzeitige Samstagnachmittagschluß sollte durch die Beschäftigung der Arbeiterinnen in Ueberstunden besondere Ersleichterungen verlangt. Der beste Beweis dafür, daß wir beständig auf der Hut sein müssen, damit nicht die Scharfmacher die Erfolge, die in zähen Kämpfen von der Arbeiterschaft errungen sind, wieder vernichten! Nur ein kräftiges Weiterarbeiten an den gewerkschaftlichen und den Parteiorganisationen gibt uns die Gewähr dafür, daß sie ihre Pläne nicht durchführen können, und gerade für die nächste Zeit stehen uns ja besonders ernste Kämpfe bevor.

Wie stark die Frauen an der Gestaltung der Wirtschaftspolitik und der Sozialpolitik interessiert sind, muß ihnen gerade in dieser Zeit ständig wachsender Arbeitsnot klar werden. Jede Frau, die nur mit einiger Aufmerksamkeit die Dinge um sich herum betrachtet, muß erkennen, von welcher Seite sie Hilfe und Unterstützung erwarten kann. Die bürgerlichen Parteien haben im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit und für die Arbeitslosenversicherung fast durchweg versagt. Die Sozialdemokratie stand allein; sie erfüllte ihre Pflicht und sie verlor auch die größte Not der Arbeitslosen vor Weibnächten zu lindern. Werden die Arbeiterinnen und die Arbeiterfrauen, die noch nicht bei uns sind, aus dieser Tatsache lernen? Wir hoffen es, und was wir dazu tun können, um die vielen Gleichgültigen, die noch abseits stehen, für uns zu gewinnen, soll geschehen. Das Jahr 1914 muß einen großen Zustrom zu den 216 000 weiblichen Gewerkschaftsmitgliedern bringen, und die Zahl der in der Partei organisierten Genossinnen, die bis zum März des vergangenen Jahres auf 141 115 gestiegen war, soll noch um ein beträchtliches Anwachsen.

So wollen wir das neue Jahr 1914 an, und die Zukunft, daß die sozialistischen Ideen auch bei den Frauen sich durchsetzen werden, wird unsere Arbeitskraft stärken, unsern Eifer für die Sache lebendiger halten.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchabteilung bezogen werden.)

Die **Flurnamen von Aisen**, nebst praktischen Anleitungen für eine geplante Sammlung von Flurnamen des ganzen bayerischen Landes von Ernst Fehrl. Karlsruhe, G. Baumjohde Hofbuchdruckerei und Verlag, 1913. (Preis 50 Pfg.)

Diese Schrift, die im Auftrag der „Badischen Heimat“ und unter Mitwirkung des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben wurde, ist eine Werkschrift und wendet sich in erster Linie an alle diejenigen, die an einem großen Sammelwerk über badische Flurnamen mitarbeiten wollen. Daß ein solches wissenschaftliche Wert jede Förderung verdient, braucht nicht besonders betont zu werden. In einem Vorwort spricht Privatdozent Dr. Fehrl-Heidelberg von den Aufschlüssen, die Volkskunde, Sprachforschung, Geschichte, Heimatkunde, Volkswirtschaft und andere Gebiete einer solchen das ganze badische Land umfassenden Sammlung von Flurnamen verdanken würden. Wer wissenschaftliches Interesse besitzt und über einige sprachliche Kenntnisse verfügt, wird hier für seine Musestunden eine anregende Beschäftigung finden, besonders Leute wie Lehrer und Geistliche, die auf dem Lande wohnen und mit dem ansässigen Volk viel in Verbindung kommen. Wir sind überzeugt, daß sich genug Leute finden werden, die sich recht gerne der interessanten und dankbaren Arbeit unterziehen, die Flurnamen ihrer Heimat oder Umgebung in der geforderten Weise für das Kompendium zu bearbeiten. Mögen sie sich das Bestehen anschaffen, das in dem musterträglich bearbeiteten Material der Gemeinde Aisen bei Donaueschingen ein gutes Beispiel und außerdem eine ausführliche Anleitung zum Sammeln und Bearbeiten der Flurnamen bietet. Daneben erteilt auch der obengenannte Flurnamenausschuß bereitwillig Auskunft.

Prof. W.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 3. Karlsruhe, Dienstag den 13. Januar 1914. 34. Jahrgang.

Freiheit.

Die feurigen Berge donnern sich an,
Es hallt ihr Krachen von Zone zu Zone;
Die Meere stürmen sich auf aus der Ruh,
Und es bebt des Nordpols eisige Krone,
Wenn erschallt des Typhons Trombone.

Einer einzigen Wolke der Bliz entwehrt,
Der tausend Inseln in Stut entfast;
Die Erde bebt — eine Stadt ist zerschmettert,
Und hundert beben und wanken; es kracht
Der Erde tiefster Schacht.

Doch heller dein Blick als es Blitzes Schein,
Und wie du, so dröhnet die Erde nimmer;
Des Meeres Getos', der Vulkane Spein
Uebertönt, überkräftigt du; der Sonne Schimmer
Ist vor dir wie Trübsalgesimmer.

Von Berg und Woge und jagernder Wolke
Glänzt die Sonne durch Nebel und dunstigen Flor;
Von Seele zu Seele, von Wolke zu Wolke,
Von Stadt zu Dorf schwingt dein Tag sich empor —
Wie Schatten der Nacht fliehn Sklav und Tyrann,
Wenn dein Licht zu leuchten begann.

Schellew.

Die kleine Friseurin.

Von Bruno Sielmann.

(Nachdr. verb.)

Die Frauen sind wie der Zufall und der Zufall wie die Frauen immer da zu finden, wo sie am wenigsten hingehören. Aber da sie immer Recht behalten, muß man sie sich eben gefallen lassen. Und sagt womöglich noch Gott sei Dank dazu. — In diesem Apborismus konzentrierte Herr Jaques Rehmagen seine angenehmste Lebenserfahrung. Allerdings sagte er nicht „Gott sei Dank“. Denn er trug keine unverdienten Wertzuwachs mit Würde und Selbstverständlichkeit. Aber er hätte es sagen sollen und zwar täglich dreimal.

Die Sache verhielt sich so. Er hatte ein Bündel mit Namen Rosie, die er für seinen Damenfriseursalon ausgebildet, nachdem sie aus den größten Wadstichjahren heraus war. Aber Rosie enttäuschte: die Damen mochten sie nicht. Warum? Rosie ahnte den Grund und da strahlten ihre hellen Augen vor heimlichem Vergnügen. Sie war nämlich ein ungewöhnlich hübscher Bock und daher die Abneigung. Aber Herr Rehmagen feuerte und grübelte. Sie hatte doch so schlaffe, kühle Fingerchen, war anstellig, lebenswürdig und gewandt und war ein Mädchen, das vor ganz unbedenkter Unschuld förmlich leuchtete — eine Seltenheit für Berlin! Und doch keine Attraktion?

Was tun? Da kam Herr Rehmagen, nicht durch logische Strapazierung seiner Gehirnzellen, sondern durch Zufall auf die große Idee.

Er rasierte sich nach Ladenschluß einmal selbst. Aber es ging schwer, denn seine Hände zeigten das leichte Zittern, das auf die gelegentliche Betätigung alkoholischer Neigungen deutet. In der Not hat er Rosie, der seine diversen Grimassen bei der mühevollen Arbeit herzlichen Spaß machten, ihm drei falsch situierte Wischmärdchen aus dem Wadengrüßchen zu entnehmen. Rosie machte ihre Sache so auszeichnet, daß er sich ganz von ihr rasieren ließ. Und er bemerkte aus fünfzehn Zentimeter Augenabstand, wie hübsch doch Rosie eigentlich war. Sollte diese kleine fünfzehnjährige Schönheit sich nicht irgendwie mit gutem Zins verkapitalisieren lassen?

„Na, kann ich nicht gut rasieren?“ fragte Rosie, als sie fertig war.

Da fuhr er hoch und blieb in einer großen Pose stehen — die geniale Idee war da!

Zwei Wochen später war der Herrensalon des Herrn Rehmagen eine Sensation. Berlin, wo es am westlichsten ist, wo es bayerische Viertel und wo es unrettbar zum Prozentum verfürstendamt ist — alles kam im Laden Rehmagens zusammen. Dort aber stand, zwischen künstlerhäuptigen Barbierjünglingen, Rosie in einer hohen weißen Schürze mit gesticktem blauen Saum und rasierte. Man riß sich um sie. Und sie war unermüdet. Aber wenn sie sich abends todmüde zurückzog, lachte sie doch noch. Denn sie fand es köstlich, daß die Herren ihr alle „solche Augen“ machten. Auch die Barbierkünstler im Laden taten das intensiv. Aber Rosie lachte ihnen ins Gesicht. Sie hatte eine feine Art zu lachen, indem sie den dunkel, blonden Kopf zurückbog und das ganze Gesicht in ein helles offenes Lächeln übergeben ließ. Ihre hellbraunen Augen blühten dabei in einer ganzen Reihe spielerischer Funken, und sie zeigte die hübsche Kette ihrer Zähne, die nicht ganz regelmäßig, aber weiß und senkrecht zwischen den schmalen Lippen blinkten.

Das Geschäft ging über alle Erwartung glänzend. Herr Rehmagen sagte gelegentlich zu seiner Nichte: „Rosie, du bist mein Goldstück!“ und wußte sehr gut, wie recht er damit hatte. Bei sich dachte er tiefinnig: „Es ist doch etwas eigenes um ein hübsches junges Mädchen“ — und hatte zweifellos auch damit recht. Es galt, Rosies magnetische Wirkung gleichmäßig zu verteilen. Sie durfte keinen bevorzugen, oder doch höchstens einen mehrfach erwiesenen Millionär. Aber er hatte aufzupassen, denn Rosie war jung und naiv.

Rosie hatte bald eine treue Stammkundschaft, unter die sie heimlich Spitznamen austeilte. Der „Trauermops“ sah sie so melancholisch-verbliedt an, als ob seine müden, ergebungsvollen Hundeaugen das ganze Glend dieser Welt zu tragen hätten; aber der „Wiedehopf“, ein Leutnant, sah sie mit so blitzenden Augen an wie ein Miniatur-Siegfried seine Kriemhilde, während wieder der „Kater“ förmlich vor Behagen schnurrte, wenn sie sein hartes Strohhairin mit spielerischer Leichtigkeit glättete. Am liebsten aber war ihr das „Vorstenvieh“, ein Major a. D. von immer guter Laune, aber ohne die verlangten Willkuren. Darum sah Rehmagen seine Bevorzugung durch Rosie mit Mißbehagen. Und als der alte Offizier einmal Rosie in die Waden kneifen wollte, was sie vergnügt zurückwies, da erwachte in ihm das Vormundschaftsgefühl. Er half dem alten Herrn in den Mantel und sagte bestimmt:

„Wir bedauern, dem Herrn Major in Zukunft nicht mehr dienen zu können.“

Rosie aber meinte nachher: „Schade — das gute dicke Vorstenvieh war doch zu nett.“

Einmal um die Mittagszeit war Rosie allein im Laden und las. Da trat ein junger Herr, Mitte zwanzig, herin, noch ganz gut angezogen, aber gräßlich unrasiert. Ein wenig fuhr er zusammen, als er die splendide Eleganz des Ladens erblickte; dann aber setzte er eine unerschämte blauierte Miene auf und zog die schweren dunklen Augenbrauen hoch.

„Rasieren?“

„Bitte.“

Nun mußte ihn Rosie selber einfeilen. Das war unangenehm, zumal er schon reichlich Ansätze zu einem Vollbart zeigte. „Das müssen wir erst beschneiden,“ sagte Rosie.

„Ja — wenn Ihnen das Beschneiden die Sache leichter macht!“

Rosie gefiel sein munterer Ton; auch sah der junge Herr eigentlich ganz gut aus. Das wird unser Adonis, dachte sie und lachte in sich hinein.

Der Adonis nahm den Kneifer ab und seine großen,

Kurzschäftigen Augen besamen dadurch einen rummerboilen Ausdruck; Rosie merkte es und als er nervös die Brauen spannte, fragte sie: „Tut es weh?“

„Was, das Beschneiden?“ Dann sah er wieder vor sich hin und schüttelte nur den Kopf.

Rosie schüttelte auch den Kopf. Dieser Kunde war ihr neu. Ihre Welterfahrung versagte.

„Den Schnurrbart auch, mein Herr?“

„Ganz wie Sie wollen.“

Sie mußte lachen. „Gut, dann nehme ich Ihnen die linke Hälfte ab und lasse die rechte stehen.“

„Meinetwegen!“

„Sie sind aber ulfig.“

„Nur das?“

Später holte er ein Zweimarkstück hervor. Das ist sicher kein ganzes Geld, dachte Rosie und berechnete fürs Rasieren fünfzehn Pfennig.

Sein Gesicht wurde sehr hochmütig: „Es ist manchmal ganz gut, wenn man seine Kunden individuell behandelt“, grüßte obenhin und ging.

Rosie ärgerte sich. In fünf Minuten hatte sie ihn aber schon wieder vergeffen.

Nach ein paar Tagen war er wieder da. Rosie tat fremd und hochmütig, aber das übernahm er ruhig, setzte sich ostentativ in einen Sessel, den ein Zünglingsmensch zu bedienen hatte, zahlte drei Groschen fürs Rasieren, gab sogar noch zwanzig Pfennig Trinkgeld und ging, gefolgt von den Gefühlen verdürster Hochachtung.

An einem Mittag erschien er wieder und nun mußte Rosie, die wie immer um diese Zeit allein im Laden war, heran und ärgerte sich.

„Fräulein, nehmen Sie mir diesmal auch bitte meinen Schnurrbart ab.“

„Aber warum denn, das ist ja schadel!“

„Ich will es aber.“

„Wie Sie wünschen.“

Rosie beugte sich über ihn und äugte scharf auf die Messerlinge. Nöcklich sah sie seine großen Augen starr auf ihre Pupillen gerichtet, ernst und fast drohend. Sie fuhr unwillkürlich zusammen, nur ganz wenig, aber es genügte schon. An seinem Hals, dicht unterm Kinn, kam ein Blutstropfen hervor.

Das war Rosie noch nie passiert!

„Mein Gott!“, sagte sie ganz erschüttert, „wie konnte ich bloß. Seien Sie nicht böse.“ Berührt preßte sie den Finger auf den seidendünnen Schnitt. Da lachte er wie ein glückliches Kind und sah sie so dankbar an, daß Rosie vor Mithrung fast die Tränen kamen.

„Nehmen Sie doch einfach Maun; oder wollen Sie die Blutstropfen sammeln und in einem Miniaturflacon auf dem Herzen tragen?“

Bei einem anderen wäre Rosie grob geworden, aber hier fühlte sie sich schuldbekommen und brachte nur bedrückt heraus:

„Sie sind böse!“

„Ne, im Gegenteil — sehr zufrieden.“

Von nun an kam er ständig, zu allen Tageszeiten. Herr Mehmagens Feldherrnblick erkannte die Situation.

„Der arme Mensch ist wohl ohne Stellung.“, sagte Rosie zu ihrem Oheim; „nächstens wird er ein Abonnement nehmen und schuldig bleiben.“

„Renne ich“, sagte Herr Mehmagens. „Der Bengel tut aus Gewohnheit nichts. Er ist Schriftsteller. So wie er wiederkommt, verbiete ich ihm den Laden.“

Aber als ob der „Bengel“ derartiges geahnt hätte — er war von nun an nicht mehr zu sehen. Rosie dachte dafür um so mehr an ihn. Schriftsteller — das sind Leute, die ein freies Leben führen, die Bücher und sogar für die Zeitungen schreiben. Wer das konnte, mußte eigentlich doch etwas sein!

An einem dienstreifen Nachmittage traf sie ihn in der Augsburgers Straße. Er trug sich wie ein Gentleman, aber sie wußte nicht warum: er sah aus wie einer, der gar kein Geld bei sich hat. Er grüßte und blieb stehen.

„Aber warum lassen Sie sich denn gar nicht mehr bei uns sehen?“

„Ich komme eben von einer Reise zurück.“

Rosie wußte ja, daß er log. Sie nahm sich vor, ihm seinen Hochmut gehörig einzutrinken. Seine Begleitung ließ sie sich darum gern gefallen. Wöyllich kam sie auf eine gloriose Idee.

„Kommen Sie mit in die Konditorei da — allein mag ich nicht gern hineingehen.“

„Ich bin wahrhaftig ein Unglücks Mensch! Gerade jetzt ist meine Zeit abgelaufen! Eine ganz dringende Verabredung!“

„Ach — ist ja nicht wahr! Sie haben bloß kein Geld, aber kommen Sie bitte mit, ich borge Ihnen was.“

Er wurde dunkelrot. Da tat Rosie ihre unschuldige Tapferkeit leid.

„Bitte, ich tus wirklich gern.“

Sein Gesicht wurde langsam, zusehends bleich. Dann umfaßte er plötzlich ihre Hand so, daß sie den Druck jedes seiner Finger einzeln auf dem Herzen zu spüren glaubte...

Nach einer Woche trafen sie sich wieder. Dann nochmal und jedesmal wieder. Rosie ging umher wie ein junges Engelchen auf seidigen Seilberwolken. Hatte sie überhaupt gewußt, daß man so glücklich sein kann?

Bis sie einmal an den Müggelsee fuhren. Am nächsten Tage war Rosie etwas scheu, aber ihr Mund, der frische feine Lachemund zeigte eine träumerische Sattheit.

Das ist eine sehr alte Geschichte!

Ja ja — kleine Rosie . . .

Die blaue farbe des Himmels:

Von Dr. W. Bloch *)

Das sonnenbelebete Himmelsgewölbe erscheint uns, soweit es nicht von Wolken bedeckt ist, in blauer Farbe. Das Blau wechselt vom weißlichen Blau bis zu einem Tiefblau, ja bisweilen bis zum Violett. In verschiedenen Gegenden ist die gewöhnliche blaue Farbe verschieden, auf hohen Bergen erscheint es anders als in der Ebene, kurz, es hängt von den mannigfachen Umständen ab.

Uns Erdenbewohnern erscheint der Himmel also im allgemeinen blau. Wie würde ihn ein Mondbewohner oder ein Marsbewohner sehen? Ist das Blau die Grundfarbe des Himmels? Sicherlich nicht, da man doch nicht von einem Himmelsgewölbe sprechen kann, das die Welt gegen die Unendlichkeit abschließt. Und wie ist es zu erklären, daß weit entfernte Höhenzüge in dem bekannten bläulichen Schimmer erscheinen, sodaß sie in der Farbe sich derart der Himmelsfarbe nähern, daß sie von ihr kaum zu unterscheiden sind?

Um das Ergebnis sofort vorweg zu nehmen: Alle diese Erscheinungen sind durch die Atmosphäre bedingt. Diese ist, optisch betrachtet, als ein „trübes Medium“ zu bezeichnen. Die in ihr vorhandenen Wassertropfchen, Nebelbläschen, Staubteilchen, ja selbst die Gasmoleküle, die kleinsten Teilchen der Luft selbst, mit anderen Worten die Tatsache, daß die Luft ein Körper ist, setzen der Ausbreitung des Lichtes Hindernisse entgegen, die Farbenercheinungen zur Folge haben.

Brücke und Lyndall haben das durch Versuche in kleinem Maßstab nachzuweisen versucht. Jener stellte sich eine Lösung von Mastix und Alkohol in Wasser her, was eine geeignete „trübe“ Flüssigkeit ergibt. Betrachtet man durch eine solche eine weiße Flamme, so erscheint sie je nach der Dike der trüben Schicht gelblich bis rötlich, und beleuchtet man sie mit weißem Licht, so erglänzt sie nicht weiß sondern bläulich bis violett. Lyndall ließ die trübenden Teilchen in Gasen schweben und näherte sich dadurch merklich den Zuständen in der Atmosphäre und erhielt dieselbe Erscheinung.

Allgemein kann man als Ergebnis also aussprechen: Von weißem Licht, das durch ein trübes Medium hindurchfällt, gelangen im wesentlichen rote Strahlen hindurch, und

*) Mit Erlaubnis des Autors und Verlages drucken wir diesen hübschen Aufsatz an sber illustrierten Halbmonatschrift „Das Weltall“, Organ der Treptow-Sternwarte Berlin, gekürzt ab.

von welchem Licht, das auf ein trübes Medium auffällt und von ihm zurückgeworfen wird, werden im wesentlichen blaue Strahlen reflektiert.

Eine theoretische Untersuchung und Begründung dieser beiden Sätze verdanken wir Lord Rayleigh. Er wies auf mathematischem Wege folgendes nach: Wenn wir auf ein trübes Medium verschiedenfarbiges Licht fallen lassen, so gelangen am leichtesten diejenigen Strahlen hindurch, welche die größte Wellenlänge haben. Die größte Wellenlänge hat das rote Licht, die kleinste das violette. Die dazwischen liegenden Farben folgen sich in der Reihenfolge des Regenbogenbandes (Spektrums). Von zwei Strahlenbündeln gleicher Lichtstärke, aber verschiedener Farbe, also z. B. von einem roten und einem blauen, wird von dem mit größerer Wellenlänge, also dem roten, mehr Licht hindurchgelangen. Das erklärt die Farbenercheinungen, die wir beim Aufgang und Untergang der Sonne beobachten können. Je näher die Sonne am Horizont steht, je niedriger also die Luftschicht ist, die ihre Strahlen durchdringen müssen, ehe sie in unser Auge fallen, desto mehr blaues Licht wird von der Luft verschluckt, desto mehr geht ihre Farbe ins rote über. Und weiter wies er nach: Fällt weißes Licht auf ein trübes Medium und wird es von den trübenden Teilchen zurückgeworfen und zerstreut, so wird am leichtesten Licht in kürzeren Wellenlängen, also blauen und violetten Strahlen zurückgeworfen. Das ist der Fall in der Atmosphäre. Das Sonnenlicht beleuchtet die kleinsten Teilchen der Luft, wird dort zurückgeworfen und gelangt so in unser Auge, und nach obigem gelangen dann im wesentlichen blaue Strahlen zu uns, wir sehen den Himmel blau; am leuchtendsten blau gegenüber der Sonne, mehr ins weiße in der Nähe der Sonne, denn dort gelangen neben der blauen reflektierten Strahlung rote durchfallende Strahlen zu uns, die sich zu einem weißlichen Farbenton mischen müssen.

Eine Nebenbedingung für dieses Zustandekommen des blauen Lichtes ist dabei, daß die kleinsten Teilchen, an denen die Spiegelung stattfindet, klein gegenüber der Wellenlänge des Lichtes sind. Das ist ja bei den Gasmolekülen der Luft selbstverständlich. Je größer diese Teilchen sind, (das ist der Fall, wenn also z. B. größere Nebelbläschen in Mengen vorhanden sind), desto mehr werden auch andere Strahlen zurückgeworfen, desto mehr geht die Farbe in ein weißliches Blau, bis ins Weiße über.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf alle Einzelheiten, die damit zusammenhängen, einzugehen. Nur auf einen Punkt muß hingewiesen werden. Das zurückgeworfene, im wesentlichen bläuliche Licht durchzieht, bevor es zu unserem Auge gelangt, eine mehr oder weniger dicke Luftschicht, es tritt also hier der Fall des durchfallenden Lichtes ein, was eine Verringerung der blauen Farbe ins Weißliche zur Folge hat. Man wird daraus ersehen, daß die Farbenercheinungen recht kompliziert sein können. Sie hängen im wesentlichen von der Dichte der Luft ab, ihrem Feuchtigkeits- und ihrem Staubgehalt. In gewissen Grenzen können sie also zu meteorologischen Zwecken dienen.

Die Farbe entfernter Höhenzüge wird also, abgesehen von ihrer eigenen Farbe, durch das Licht bedingt, das von der zwischen ihnen und unserem Auge befindlichen Luftschicht zurückgeworfen wird. Es wird im allgemeinen, da durchfallendes Licht naturgemäß keinen großen Einfluß haben kann, ein recht reines Blau bis Violett sein.

Die blaue Himmelsfarbe ist also eine durch das „trübe Medium“ der Luft bedingte Erscheinung. Vom Monde aus gesehen, der keine Atmosphäre hat, müßte also der Himmel rein schwarz aussehen, und vom Mars mit seiner dünnen, trockenen Atmosphäre tiefblau bis violett.

Allelei.

Aus den Chartistenbeschlüssen 1861. Stehende Heere widersprechen dem demokratischen Prinzip und sind gefährlich für die Freiheit des Volkes . . . (Zur Aufhebung der Heere) verlangt das Wohlbefinden der Soldaten und die Sicherheit der Bürger, daß die Kasernen abgebrochen werden, die den Soldaten dem Bürger entfremdet, von dem Familienleben ausschließt und benormalisiert, ohne für die Disziplin notwendig zu sein; daß alle

Beförderung vom Gemeinen aufwärts erfolge; daß Kriegsgelände unter allen Umständen aus einer gleichen Anzahl von Offizieren und Gemeinen zu bilden seien . . . Wie jeder das Recht hat, Waffen zu führen, so ist er verpflichtet, ihren Gebrauch zu kennen . . . Da die Freiheit gefährdet ist, wo ein unbewaffnetes und undiscipliniertes Volk einer bewaffneten und disziplinierten Masse gegenübersteht, so muß jedem Mündigen die Gelegenheit zu militärischer Ausbildung gewährt werden.

Kraft aus Wollenhöhen. Jeder Ingenieur und Volkswirt freut sich, wenn er irgendwo ein paar Meter Wasserfälle zu einer billigen Kraftanlage verwenden und dem Wasser seine Arbeitsmöglichkeit abzapfen kann. Im Kanton Wallis ist man aber dabei, ein Gefälle von 1650 Meter Höhe, mehr als anderthalb Kilometer! — zu einer Wasserkraftanlage auszubauen. Auf Betreiben und nach Entwürfen des Ingenieurs A. Vouher in Lausanne wird die Societe d'Electro-Chimie in Paris ein Wasserkraftwerk zur Ausnutzung des Fully-Sees bei Martigny errichten lassen, dessen Bau der Technik naturgemäß Probleme über Probleme bieten wird. Weniger die Turbinen als die 4,5 Meter lange Rohrleitung verlangen den Aufwand alles technischen Könnens. Sie wird aus 60 und 50 Zentimeter dicken Röhren zusammengesetzt. Das Wasser fließt in den unteren Röhren unter ganz besonders hohem Druck, sodaß ganz ausnahmsweise Vorkehrungen für die Druckrohrleitung getroffen werden müssen. Während oben wassergasgeschweißte Röhre mit 6 Millimeter Wandstärke genügen, werden unten, wo der Druck bis auf 165 Atmosphären answillt, nahtlos gegogene Röhre verwendet. Röhre, die so hohen Drucken ausgesetzt sind, müssen in sich ganz gleichmäßig sein, damit nicht an einigen Stellen ein Ueberdruck entsteht, der zum Platzen führt. Deshalb werden die besten heute überhaupt herstellbaren Röhre benutzt werden, die die Firma Thyssen erzeugt. Aus dem vollen Stahlblock werden die Röhre durch starke Ziehpressen hergestellt, denn nur das bietet die Gewähr für völlige Gleichförmigkeit und Sicherheit.

Das ehrene preußische Gefes. Solange es eine preußische Geschichte gibt, ist stets der bürgerliche Staat vor der militärischen Gewalt zusammengebrochen. Nur einmal in Jahrhunderten mußte die Arme vor dem bürgerlichen Recht weichen: in den Märztagen 1848. Aber man weiß aus den vertrauten Acten Friedrich Wilhelms IV., daß der König aus damals, unmitttelbar nachdem er seinen lieben Berlinern die Freiheit verlehndete, in Potsdam mit seiner Garde Kat pflug, wie die „Eiterbeule“ — das freie Volk — ausgebrüdt werden könnte. Seitdem sind alle bürgerlichen Auflehnungsversuche, trotz allem Värm, schließlich jämmerlich gescheitert. Und das deutsche Reich ist in dieser Hinsicht nur der Erde Preußens. So läßt sich bei jedem Konflikt, der in Deutschland zwischen der Militärdiktatur und der bürgerlichen Freiheit entsteht, im Voraus mit Sicherheit der Ausgang feststellen: die Arme wird allemal siegen, und das Bürgertum erntet Spott und Verachtung obendrein. Diese militärische Naturgewalt, die tief im Preußentum wurzelt, läßt sich nicht in den Aufregungen einiger Parlamentarifikationen überwinden. Die Ueberwindung des preußischen Militarismus, die Bejeitigung des ehernen Gefeses von dem Vortang der Arme — dazu bedarf es Heldentkämpfe von geschichtlichem Ernst und strenger Unerbittlichkeit. Hier läßt sich entweder das Ganze gewinnen oder gar nichts. Aber so sehr sich der preußische Militarismus dem heillosen Bürger in seiner Unfeßbarkeit immer wieder demonstriert hat, so wenig zuverlässig erwies er sich dem bewaffneten äußeren Feind gegenüber. Gerade in jenen Zeiten, da sich der preußische Militarismus am üppigsten brühtete und am brutalsten verhielt, fiel seine ganze Herrlichkeit beim ersten Anstoß zusammen. Ein sehr milder Beurteiler, Bachholz, hat das preußische Heerwesen vor jener also gezeichnet: „Wenn auch unter den älteren Offizieren sich noch mehrere befanden, welche in dem siebenjährigen Kriege mitgefochten hatten, so maßten die übrigen sich nur die Erbschaft des Ruhms, der glorreichen Siege über die Heere Europas an, und alle blidten verächtlich auf diese, geschweige auf die kleineren Heere herab. Nicht weniger übermütig und schroff war ihr Verhalten gegen die Zivilisten, über welche sie sich weit erhaben dünnten und dadurch Erbitterung und Animosität gegen sich erweckten.“ — Das waren die heiligen Räder des preußischen Königs, die dann vor Napoleon davon liefen!

Für unsere Frauen.

Die Frauenbewegung im Jahre 1913.

Von irgendwelchen prinzipiellen Errungenschaften der Frauen in Deutschland im vergangenen Jahre kann nicht berichtet werden. Alle auf die Erweiterung von Rechten abzielenden Anträge und Petitionen sind rundweg abgelehnt worden; und wenn wirklich einmal eine Volkswertretung beschloß, den Frauen ein Wahlrecht zu gewähren, so legte die Regierung